Schwarz-Weiß-Fotos

Ich war siebzehn, und ich war eine Frau.
Es ist nicht so, dass ich dachte, ich sei eine Frau. Nein, ich war eine Frau, fühlte mich nicht anders als heute.
Heute bin ich alt, fast achtzig. Aber dieses Gefühl ist über die Jahrzehnte hinweg gleichgeblieben. Erfahrung und Wissen haben es nicht verändert.
Wir haben damals alle ausgesehen wie Kindfrauen. Doch das Kindliche war nur das Äußere: die Babyhaut, die uns umspannte, die großen unschuldigen Augen, die unsere marmornen Gesichter beherrschten. Innerlich verfügten wir über eine ausgeklügelte Raffinesse, uns in Szene zu setzen. Und ich war in dieser Hinsicht skrupellos.
Nicht allein die Scham lässt mich das sagen. Da ist etwas, das schwerer wiegt und heute noch auf mir lastet. Das alles hochkochen lässt, weil ich ihn beim Klassentreffen vor ein paar Tagen auf einem Foto sah.
Natürlich erkannte ich ihn sofort, als sei alles erst vor Kurzem geschehen und nicht vor bald sechzig Jahren.
Ich zuckte zusammen, der Abend mit den ehemaligen Mitschülerinnen und Mitschülern war mir jetzt ein wenig verleidet. Was war das für eine unselige Sitte, Fotos der Schulzeit zu zeigen, inzwischen digitalisiert und als JPGs auf einem Computer präsentiert!
Den anderen war offenbar nicht klar, wer da – unscharf und in Schwarzweiß – mit seiner Gitarre bei einer Schulauffüh-

rung saß. Oder wollten sie es nicht wissen? Schauten nicht ein paar verstohlen zu mir herüber?
Der, der die Fotos in JPGs umgewandelt hatte, schien auch etwas zu bemerken. Warum ging er so schnell zum nächsten Foto über? Gunther, der mich jedes Mal in seinem Wagen zum Klassentreffen mitnimmt, weil es kein großer Umweg für ihn ist. Der mir, als ich vierzehn war, den ersten Kuss auf den Mund gedrückt hat. Gunther, mit dem ich seit zwanzig Jahren Mails hin und her schreibe.
Und sein Blick, was sagte der: Du hast nie über ihn gesprochen, weder im Wagen noch in deinen Mails. Aber du kannst mir nichts vormachen!

Bei allen anderen Fotos wurde minutenlang palavert: „Weißt du noch, Martin hat uns doch bei der Abiprüfung die Mathe lösungen auf dem Klo hinterlassen, der ist auch schon gestorben, Darmkrebs.“
„Ach, die Klassenfahrt nach München. Wo wir nachts in den Mädchenschlafzimmern erwischt wurden! Aber der

Steinbach war super, der hat uns nicht verraten.“
„Dem Geschichtslehrer, wie hieß der noch? Dem haben wir Schnaps in die Thermoskanne getan!“
„Und hat der Geschichtsunterricht stattgefunden?“, fragte ich. „Klar, hast du’s nicht mitbekommen, Dora? Die lustigste Stunde überhaupt!“ Die anderen lachten und lachten, beschrieben jede Einzelheit. Ich konnte mich nicht erinnern. An den, der sich unter die Schüler gemischt hatte, weil er so gut Gitarre spielte und eine Rockband hatte, erinnere ich mich genau. Ich könnte ihn zeichnen, auch ohne dass ich

8

ihn auf jenem Foto gesehen hätte: ziemlich klein für einen Mann, nicht viel größer als ich. Damals maß ich 1,64, zwei oder drei Zentimeter habe ich vermutlich inzwischen ein gebüßt. Zart und schmal, die Schultern, die Hüften, die Nase. Wäre er groß gewesen, mit langen dünnen Gliedmaßen und langen Händen und langen Füßen, hätte man ihn leptosom genannt; gebraucht man heute noch solche Klassifikationen? So aber war er einfach ein zerbrechlicher junger Mann, der keinen Sport trieb. Im Gegensatz zu mir, die ich regelmäßig Geräteturnen trainierte. Als ich ihn später spaßes halber in den Schwitzkasten nahm, konnte er sich nicht herauswinden.
Er hatte keine Chance, mir zu entkommen.
Heute sehe ich nur noch ein einsames neunundzwanzigjähriges Männlein vor mir, mit schlammgrauen, etwas leeren Augen und sandblonden Haaren, die auf den Schultern auf stoßen. Anfang der 1960er wirkt das geradezu unanständig. Und unanständig wirkt auch seine Kleidung: weiße Shirts oder hochgekrempelte Hemden im Sommer und dazu lehmbraune Wildlederschuhe mit Kreppsohlen. Im Winter schwarze Pullover und dazu ochsenbraune Bikerboots. Und winters wie sommers Jeans und Lederjacke. Die anderen Lehrer tragen Anzüge. Niemand traut sich, Jeans zu tragen, diese Arbeitshosen. Nicht mal die Schüler. Jeans sind verpönt.
Da er neben seinem Lehrerberuf Rockmusiker ist, werden seine Haare und seine lässige, beinahe nachlässige Kleidung toleriert. Bei den Jungen werden lange Haare nicht geduldet. Und bei den Mädchen dürfen Haare, die bis zum Ende der Schulterblätter reichen, nicht offen getragen werden.

9

Ich muss meine langen, schwarz getönten Haare jeden Tag zu einem Dutt zusammenzwirbeln oder hochstecken, andernfalls würde man mich von der Schule werfen. Es gibt keine offizielle Regel, aber man würde das irgendwie mit

hilfe schlechter Noten hinbiegen.
Dämmriges Licht, vielleicht Kerzen, eine Art Keller. Ich entsinne mich nicht genau an die Umgebung, in der ich das Objekt meiner Begierde anvisiere. Ein Klassenfest der bei den zwölften Klassen der Oberschule, die später Gymnasium heißen wird. Die beiden Klassen feiern gern zusammen, denn die sprachlich orientierte Klasse kann kaum Jungen aufweisen, während es in der naturwissenschaftlichen genau andersherum ist. Vielleicht ist der Raum geschmückt mit Luftballons oder Girlanden.
An der Vorbereitung war ich sicher nicht beteiligt. Dazu hätte ich keine Zeit gehabt. Ich habe genug mit dem Haushalt, der Betreuung meiner kranken Mutter und meiner kleinen Schwester zu tun. Dazu kommen meine eigenen Verpflichtungen, den ganzen Tag hetze ich herum. Erst nachts lerne ich, mache die Schulaufgaben.
Wegen des Schlafmangels bin ich ständig müde. Aber wenn Jungen in der Nähe sind, wache ich auf. Und wenn dann noch Musik ertönt, bin ich nicht zu halten.
Es muss das Jahr 1962 gewesen sein, ich habe gerade nachgerechnet. Am Ende des Jahres, Weihnachten, werde ich achtzehn Jahre alt, aber noch bin ich siebzehn. Volljährig werde ich durch das Erlangen des achtzehnten Lebensjahres nicht, sondern erst mit einundzwanzig. Erst Mitte der 1970er

wird man in Westdeutschland mit achtzehn Jahren volljährig. Sollte ich bis dahin verheiratet sein, wird mir das nichts nützen, denn ich werde als Ehefrau kaum Rechte haben und für ein selbstbestimmtes Leben die Erlaubnis meines Ehemannes benötigen. Außerdem werde ich dazu verdammt sein, seinen Namen zu tragen, was ich als Ehre auffassen sollte.
Als ich mit zweiundzwanzig Jahren tatsächlich heirate, fasse ich die Annahme des fremden Namens als Nötigung auf. Ich muss stillhalten und kann mich nicht wehren gegen das Gesetz aus dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Mir wird gegen meinen Willen ein Teil meiner Identität genommen, die sich in zweiundzwanzig Jahren mit meinem Nachnamen verknüpft hat.
Heute lese ich im Netz, dass es für mich schon ab 1957 das Recht gegeben habe, an den Namen meines Mannes meinen Namen anzuhängen. Immer noch eine massive Ungleichheit, aber so wäre ein Teil von mir sichtbar geblieben. Von diesem Recht ahne ich nichts, denn keine einzige Frau in meiner Umgebung trägt einen Doppelnamen.

Und mein Mann? Hat er es gewusst und geschwiegen? Er empfand es als Liebesbeweis, dass ich seinen Namen annahm. Ein erzwungener Liebesbeweis wie ein erzwungener Bei schlaf. Nach der Scheidung stieß ich den ungeliebten frem den Namen sofort ab.
Die Musik kommt vom Plattenspieler. Zu Hause habe ich auch einen. Darauf spiele ich kleine Schallplatten ab, die man noch nicht Singles nennt. Ich besitze nur wenige. Ich be-

komme sie zum Geburtstag und zu Weihnachten geschenkt. Da ich kein Taschengeld erhalte, kann ich mir selbst keine weiteren Platten kaufen.
Ich höre jeden Tag dieselben, von Elvis Presley, Peter Kraus und Conny Froboess. Conny singt mit ihrer Kinder stimme: „Pack die Badehose ein, nimm dein kleines Schwes-terlein“, was sehr gut zu meiner eigenen Situation passt. Außerdem habe ich Jazzplatten von Chris Barber. Die Stu denten der WG in Hamburg, ein paar Jahre später, werden mich auslachen, das sei kein richtiger Jazz. Mein Vater hört nur klassische Musik und stellt sie sehr laut, was meine Mut ter ärgert.
Meine Mutter mag Peter Alexander, aber nur so lange, bis wir ein Jahr später die Beatles im Radio hören. Wir werden ausflippen wie die Teenies auf den Konzerten der Band, wer-den schreien und beinahe weinen vor musikalischem Glück. Ein völlig neuer Sound, noch nie drang Ähnliches in unse-re Ohren. Ab diesem Zeitpunkt hört meine Mutter keine deutschen Schlager mehr, sondern nur noch Popmusik.